„Merkwirrdig!“

Nach einer wahren Begebenheit von Ernst Peter Jonas.

Das ist die Geschichte, über die 1916 die ganze k. u. k. Armee gelacht hat von Spalato bis Klausenburg, in der Burg zu Wien und in den Felszinnen der Dolomiten, trotz Schützengräben, Wehgeschrei und Bettelhrot.

Und wenn der weiland Bezirkswachtmeister Stefan Virögh von dem großen Völkermorden erzählt, dann fängt er bei dem Armeeaspiranten Ferdinand Trittlinger an, der eigentlich gar nicht Trittlinger geheißen hat, sondern ganz anders — aber das ist ein Staatsgeheimnis ...

Es war zumitten des Jahres 1916. Da ist Nachschub gekommen nach Wiener-Neustadt, und auf dem Kasernenhof haben die neuen Milizen gestanden in einer für die k. u. k. Armee etwas despektierlichen Aufmachung. Sie sind von einem Fuß auf den andern getreten, denn sie fühlten sich in der neuen Umgebung nicht recht wohl. Besonders einer war dabei, der Trittlinger, der ist schon in seiner Zivilmontur aufgefallen, und man hat es dem unscheinbaren Brillenträger von weitem angeschaut, daß er nie und nimmer einen ehrenwerten Soldaten der k. u. k. Armee abgeben würde.

So lange haben die Rekruten dagestanden, bis der Herr Bezirkswachtmeister mit seinem dicken Notizbuch auf den Hof geschritten ist und alle Korporäle mit lauter und vernehmlicher Stimme „Habt acht!“ gerufen haben. Der Virögh hat dann vor der Front gestanden und nacheinander gerufen: „Der Hammstedtner, Alois — der Bilinski, Otto — der Marinschak, Ladislaus — der Pinkelstein, Moritz — der Hemsödy, Ferencz —“ Es war eine gemischte Gesellschaft gewesen in den Milizkompagnien.

Als er dann so weit kam, zu rufen „der Trittlinger Ferdinand“, mußte er es erst noch einmal wiederholen. Dafür trat aber der Trittlinger dann auch höflich aus der Reih' und sagte: „Ja — bitte“ — eine waghalsige und sehr unmilitärische Aktion. Wütend hat ihn daraufhin der Virögh angeschaut und sachlich und bescheiden eingewendet, so daß die Fenster im dritten Stock von selber aufgesprungen sind: „Bittä fähr? Damischer Kroat', damischer! Z'ruck in Dein Loch'l!“ ...

So ist es dem Trittlinger Ferdl gegangen von einem Tag zum andern. Und wie man erst heraus bekam, was der Trittlinger Ferdl für ein schönes Bild abgab, wenn er mit Besen, Bürsten und Schippe laborierte, mußte der „Kroat, der damische“ so viel Stuben-, Hof- und Wasserdienst an einem Tage machen, wie die ganze Korporalschaft zusammen in der siebentägigen Woche ohne Festtag nicht. Der Trittlinger hat das aber alles in der Ordnung gefunden, nur des öftern geseufzt und schwermütige Augen gemacht, soweit das unter seiner Brille möglich war. Dazu ist allerlei Schabernack gekommen, im Dienst und außer Dienst. Einmal hatte er beim Antreten eine Vogelflinte in der Hand, oder an der Montur trug er aufgemalte Offiziersabzeichen, oder am Käppi steckte ein kleiner ganzeorigen Raterteufel, —obschon vorher immer alles in bester Ordnung gewesen war. Wenn auch der Trittlinger immer am linken Flügel im zweiten Glied stand, ganz zuhinterst, ganz zuletzt —: er fiel jedesmal auf, da mochte kommen, was wollte. Es ist ein rechtes Kreuz gewesen mit dem Trittlinger ...

Einmal — an einem Samstag nachmittag in der Putz- und Flickstunde, in der vierten Woche seiner Heldenzeit, hat der Trittlinger in der Stube gestanden und seine Schuh geputzt. Als ihm zum fünften Male seine Bürste aus der Hand rutschte und er sich gerade bückte, um sie aufzuheben, die Bürste aber wie vom Erdboden verschluckt war, dafür ihm jedoch eine breite Schuhsohle wider die Kehrseite flog — da schnellte die Tür auf, schrie es „Habt acht!“ und der Herr Bezirkswachtmeister Virögh trat in die Stube hinein. In „Habt acht“-Stellung wurde die Parole ausgegeben und dabei gesagt, daß alle zum Kirchgang am Sonntag mit Orden und Ehrenzeichen anzutreten hätten.

Dem Trittlinger Ferdl gelang es an demselben Nachmittag noch, seinen Korporal auf dem Gang anzuhalten und heimlich zu fragen, ob er, der Trittlinger, denn nun auch seine Orden und Ehrenzeichen anlegen müßte und ob die Unterlassung bestraft würde. Der Korporal, ein gutmütiger und gebildeter Mensch — er hatte die Kollegiatschule bis zur Untertertia besucht —, glaubte nicht recht gehört zu haben. „Was hast denn Du für Orden, Trittlinger?“ Da tuschelte der Trittlinger lange mit dem Korporal, und der hohe Herr wurde immer aufgeräumter, und schließlich hörte man, wie der Trittlinger Ferdl sagte: „Aber da werden's mich hier damit schön auslachen!“ Daraufhin hat der Koruporal starr geradeaus geblickt und mit einer sehr scharfen Stimme gesagt: „Ich gebe Ihnen damit den dienstlichen Befehl, daß Sie, wie befohlen, Orden und Ehrenzeichen anlegen.“ Hinzu gefügt hat er dann noch sehr heftig: „Verrstandenn!“ Das hatte er einmal von einem preußischen Gefreiten gehört, und seit der Zeit benutzte er jenes Wort bei besonders schwierigen Dienstobliegenheiten.

Am Abend aber war auf des Korporals Stuben noch ein großes Gelauf und Getuschel. Der Trittlinger stand da, und ein Mädchen hatte Schachteln gebracht und Kästchen — aus Juchten und farbigem Marroquin und einem schwarzen, sehr vornehmen Samt ...

Die Kompagnie war angetreten. Sonntäglich geputzt, hie und da sah man ein gelbes Ordensbändchen mit einer Medaille daran in der Sonne glitzern. Eine straffe, unbewegliche Linie in graublau. Der Herr Bezirkswachtmeister Virögh ging prüfend die Front ab. Auf einmal weiteten sich seine Augen, sein Gesicht lief von plötzlicher Wut purpurrot an:

Da stand im ersten Glied — im e r s t e n Glied! — der unselige Trittlinger, und auf seiner Brust war ein Glitzern und Gleißen wie beim jüngsten Gericht oder am Sonntagsmieder der Tiroler Bauernmädchen! Es ist gar nicht gut möglich, alles das wiederzugeben, was der Virögh nun in den Sonntagmorgen hinein geredet hat, einen Stampfbrei aus Gotteslästerungen, Verbalinjurien, militärischen Kraftausdrücken und anderen Klagelauten. Mitten darin mußte er leider aufhören, da der Oberleutnant angeschlendert kam. Und dann erschien, was seit Bestehen der österreichisch-ungarischen Personal-Union an einem Sonntag morgen noch nie geschehen war, der Herr Major.

„Da schau her — was is'n dös?“ meinte er und ist sich den Trittlinger beschaun gegangen. Da sah er an dessen Brust einen Franz-Josefsorden 1. Klasse, desgleichen einen Leopoldsorden, den ungarischen St. Stefan — „und dös — was i'sn dös?“ fragte er unt tippte behutsam auf ein weißes Kreuz. „Bitt' schön um Vergebung, Herr Oberst — der Herr Korporal —“ — „Was dös da is, möcht' ich wiss'n!“ beharrte der Major. „Die Friedensklasse des Pour le mérite — der Herr Korporal —“

Der Major drehte sich um, sagte nur das eine Wort „Märkwirrdig!“ und rief den Oberleutnant. „Wär is dieser Mann, Herr Oberleitnant?“ Der Oberleutnant stand stramm: „Häm, ganz neier Mann, Herr Major, verdienter Kämpfer anscheinend, Herr Major, häm ...“

„Lassen Sie den Mann gleich wägtreten — soll sofort riebekommen — Bataillonsgebaide.“ Leicht nickend nahm er die Weißbehandschuhte ans Käppi und wippte davon. Schuldbewußt trottete Trittlinger hinüber zum „Bataillonsgebaide“. Oberleutnant, Wachtmeister, Korporal, die ganze Kompagnie sahen ihm schweigend nach. Der Regimentskommandeur hatte als höchste Auszeichnung den Leopold II. Es war sehr ungemütlich. Und in dem Zockelschritt des Trittlinger lag etwas vom beleidigten Oesterreich.

Es war, wie gesagt, allen sehr ungemütlich ...

Um so gemütlicher ist es dafür bis in die tiefe Nacht im Kasino gewesen. Der Regimentskommandeur Oberst von Strzich gab dem Trittlinger Feuer für seine Zigarre, und der Major warb offensichtlich um die Freundschaft des Trittlinger, der Oberleutnant prostete auf den verdienten Kämpfer, alle waren sehr, sehr nett ...

Allmählich klärte sich dann alles auf, und heraus kam eine einfache Kriegsgeschichte. Der Geheime Hof- und Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Trittlinger war Direktor der Inkunabelnabteilung der Hofbibliothek. Seine Stellung gewährte ihm dauernde Reklamation. Im schlimmen Jahre 1916 aber hatte man alle Reklamationen sehr eingehend überprüft, und dabei wurde auch die Reklamation eines Trittlinger, Ferdinand, Kaufmann, Rotenturmstraße, aufgehoben. Hatte sich der Schreiber oder der Austräger geirrt — gleichviel, die Aufhebung dieser Reklamation wurde dem Geheimrat zugestellt. Dieser, ein weltungewandtes Männlein, verstand nicht sich zu wehren. Einmal unter den Handwerkern und Bauernburschen schämte er sich seines Amtes, wurde eingekleidet und — der Fortgang bildet den Inhalt dieser Historie.

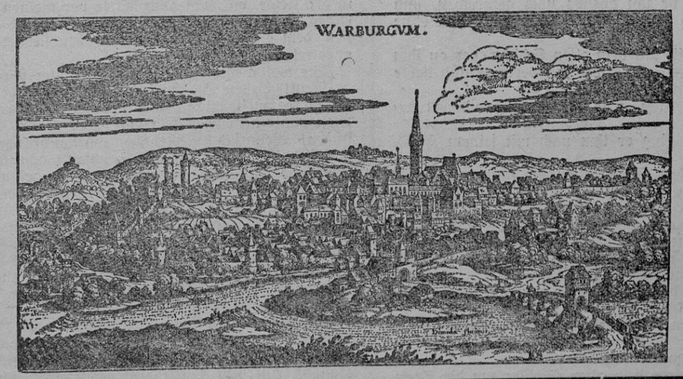
Das Bild vom Trittlinger aber hat neulich in allen Zeitungen gestanden. Anläßlich seines Begräbnisses.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 16 — 23 Februar 1929 — 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN von WOLFGANG MARKEN

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(25. Fortsetzung.)

Sie sah ihn erschrocken an.

„Ich kann Ihnen nicht folgen,“ Herr Geheimrat.

„Heyden ... warb um meine Tochter Miß Astor, aber nicht als der berühmte Heyden, sondern erst, als er seine Stimme verloren hatte. Ich weiß, warum er es tat. Er wollte um seiner selbst willen geliebt werden. Er wurde bitter enttäuscht. Meine Tochter wies die Werbung zurück. Sie ist nun ... Freifrau von Siechem. Das klingt ... nicht wahr, Miß Astor, das klingt.“

Bitter schloß er seine Rede.

Als er Milly Astor ansah, fuhr er zusammen. Verstört und blaß saß sie im Sessel.

„Was ist Ihnen, Miß Astor?“ fragte er.

Sie hob die hellen Augen zu ihm auf und fragte leise: „Heyden ... liebte Ihre Tochter?“

„Ja. Er hat sie geliebt.“

Da sank das blonde Haupt nieder. Spranger sah, wie ihre Lippen zitterten und wie große, schwere Tränen auf ihre Hände niederfielen.

Er begriff das tiefe Weh des jungen Weibes. Mit einem Male verstand er und war tief erschüttert.

„Ich habe Ihnen weh getan,“ sagte er leise.

Sie schwieg.

„Miß Astor, verzeihen Sie mir. Haben Sie ein wenig Vertrauen. Sehen Sie mich einmal an. Vielleicht bin ich alter Mann nicht nur dazu nütze, Wunden zu schlagen, sondern auch Wunden zu heilen. Soll ich Ihnen helfen?“

Die gütigen Worte des Mannes taten ihr wohl. Ganz still ward es mit einem Male in ihrer verzagten Seele. Scheu lugte die Hoffnung hervor.

Sie nickte nur, sprechen konnte sie nicht.

Wieder faßte er ihre Hand.

„Lassen Sie sich anschauen, Miß Astor. Als ich Sie auf dem Wohltätigkeitsfest kennenlernte, waren sie eine andere. Sie gefallen mir jetzt, da Sie nichts sind, als ein ... liebendes Weib ... lassen Sie mich offen sprechen ... viel, viel besser. Heute vermag ich in Ihrem Herzen zu lesen, und ich sehe, daß Sie den Menschen Heyden lieben, nicht den Sänger den bewunderten Ozeanflieger, nur den Mann. Wir wollen Heyden suchen!“

„Ja!“ stieß sie heftig hervor. „Ja, ja, Herr Geheimrat! Ich habe so wenig Hoffnung, daß ich einst an seiner Seite gehen darf aber sehen will ich ihn und Klarheit haben. O, wie froh bin ich, daß Sie mich verstehen, Herr Geheimrat Wenn ich Heyden doch ein wenig helfen dürfte! Wie unnütz und töricht mein Leben bis heute war, das habe ich während meiner Krankheit gefühlt Nichtig, gering ist alle Pracht um mich geworden, alles ist klein ... nur die Liebe zu ihm ist groß und ewig. Ich will um ihn kämpfen. Alles, alles könnte ich für ihn hingeben.“

Die leidenschaftlichen Worte des jungen Weibes erfüllten den alten Mann mit tiefer Freude, und er tat innerlich eine Bitte an das Schicksal, daß es die beiden Menschen zusammenführe.

Miß Astor blieb als Gast im Sprangerschen Hause.

* * *

Als der Geheimrat am Abend in seinem Arbeitszimmer saß kam seine Tochter Renate zu ihm und fragte leise: „Was will Miß Astor bei dir, Pa?“

Der Geheimrat sah auf.

„Warum fragst du?“

„Es interessiert mich.“

„Sie kam wegen Heyden. Du weißt, wegen seiner Adresse.“

„Was will sie von Heyden?“ Diese Frage kam so hart von ihren Lippen, daß der Geheimrat seine Tochter erstaunt und erschreckt anblickte.

„Was sie will ...? Sie hat den Menschen Heyden lieb.“

Schweigen.

„Sie hat ... ihn lieb?“ wiederholte die junge Frau und war blaß geworden. „Sie soll ihn nicht liebhaben!“

Leidenschaftlich kam es aus ihrem Innern

„Du hast kein Recht so zu sprechen, Renate! Du nicht!“

Trotzig war ihr Antlitz Sie wandte sich weg und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. An der Tür aber blieb sie stehen und schluchzte tief auf

Der Geheimrat saß wie vom Donner gerührt.

„Renate!“ sagte er bestürzt.

Sie wandte ihm das von Tränen überströmte Antlitz zu und sah ihn flehend an.

„Hilf mir doch, Vater! Hilf mir!“

Sie stürzte zu ihm hin und kniete an seiner Seite nieder. Sie faßte seine Hände und begann leidenschaftlich: „Ich habe ihn so lieb! Ich, Vater! Immer habe ich ihn lieb gehabt, und ich verfluche die Stunde, da ich auf Mutter hörte, die mich um mein Glück betrog. Vater, lieber Vater, hilf mir aus der Ehe.“

Schwer atmete der alte Mann, dann schüttelte er den Kopf und sagte hart: „Nein, ich will nicht!“

* * *

Die gute Mutter Roland wunderte sich über Willmar. Wenn der Abend kam, hielt es ihn nicht mehr im Haus.

dann schritt er hinaus in die Heide. Er blieb oft stundenlang weg, und wenn er wiederkam, dann schlief schon alles. Nur die gute Mutter Roland war noch wach. Sie konnte nicht einschlafen, ehe ihr „Junge", so nannte sie Heyden, heimgekommen war.

Ein paarmal hatte sie ihn abends noch gesprochen, und immer war dann auf seinem Antlitz eine Freude, die sie sonst nicht sah.

Eines Tages sprach sie mit dem alten Schäfer der an ihm mit unwandelbarer Treue hing, der ihn verehrte und liebte wie ein höheres Wesen.

Hanus wußte auch nicht, was Heydens Freude zu bedeuten habe.

Eines Abends aber ging er ihm nach mit seinem Hund, dem Harro.

Als sie an den großen Hügel mit der einsamen Fichte kamen, hielt Hanus mit seinem vierbeinigen Gefährten inne.

Er lauschte verzückt.

Er hörte eine Stimme, so wundersam, so zu Herzen gehend, daß er unwillkürlich die Mütze abnahm.

Es war ihm, als sei er in der Kirche.

Das war es also! Heyden sang.

Vorsichtig schritt er dann näher und machte hinter einem hohen Ginsterstrauch Halt.

Wieder sang Heyden. Ein Lied nach dem andern ließ er ertönen.

Atemlos lauschte Hanus.

So ganz anders wurde dem alten Schäfer um die Seele. Es war ihm, als zöge einer einen großen Vorhang von seinen Augen weg und er schaue in die Weite.

Erinnerungen aus frühester Kindheit und Jugend, da seine Seele noch empfänglich für alles war, erwachten wieder. Das leichte Rauschen des Frühlingswindes war ihm mit einem Male wie der Klang von tausend kleinen Glöckchen.

Harro schnupperte erstaunt an seinem Herrn. Ein Weile hatte der Hund mit gespitzten Ohren zugehört, dann wandte er sich wieder dem Schäfer zu. Leise begann er zu heulen. Es klang, als ob er sagen wollte: „Was ist in dich gefahren, Herr?"

Hanus zwang ihn zur Ruhe.

Eine volle Stunde sang Willmar, und der Alte rührte sich nicht. Er trug tausend Seligkeiten im Herzen.

Als Willmar eine Pause machte, ging der Schäfer mit seinem Hund näher an Willmar heran. Heyden sah ihn.

„Wo kommen Sie her, lieber Freund?" fragte der Sänger verlegen und kraute den Hund, der auch sehr an ihm hing, hinterm Ohr.

„Ich bin Ihn' nachgegangen, Herr Heyden! War wohl nicht recht, daß ich alter Kerl so neugierig bin? Aber ich bin ganz doll vor Freude. So schön könn' Sie singen! Ich denk' mir, im Himmel werden sie es auch nich schöner können."

Die aus dem Herzen kommende Anerkennung des alten Kerls tat Willmar wohl.

Er nickte zu Hanus Worten. „So habe ich einst gesungen, bis ich meine Stimme verlor. Ich wußte, daß ich sie wiederfinden würde. Ich habe daran geglaubt."

„Un' so schön haben Sie in der Stadt gesungen, Herr Heyden?"

„Ja. So wie heute war meine Stimme."

Hanus stand in Gedanken, dann sagte er langsam: „Da müssen doch all die Vielen, die es gehört haben, gute Menschen geworden sein. Jawoll, dat muß doch so sein."

Willmar legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Guter Hanus, wissen Sie nicht, daß es viele, viele Menschen gibt, die keine Seele in sich tragen. Ich könnte singen wie der liebe Herrgott selber und den vielen seelenlosen Geschöpfen könnte ich mit meinem Gesang doch nichts geben."

„Keine Seele! Dat will mir nich in! Der Herr Pfarrer hat doch gered, daß jedes eine Seele hat."

Heyden schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich weiß nicht, ob er da recht hat. Es müßte ja so sein. Vielleicht ist sie innen verschüttet und der Weg versperrt, daß sie nicht ans Licht kann, vielleicht halten sie die Begierden des Herzens gefangen und lassen sie nicht empor. Wir wissen's nicht. Vielleicht hat dem guter Pfarrer recht, wenn er sagt, daß der Mensch gut ist."

Stumm schritten sie durch die Heide.

„Nu' werden Sie woll bald wieder vom Rolandshof fortmachen?" fragte Hanus gedrückt.

Doch Willmar schüttelte den Kopf.

„Nein, daran denke ich nicht. Warum glauben Sie das, lieber Freund?"

„Ich denke nur, daß Sie jetzt wieder singen werden."

„Nein. Ich bin glücklich, daß ich meine Stimme wiedergefunden habe. Ich will wieder singen, aber für mich allein in der Heide, vielleicht auch später vor meinen Freunden im engen Kreise, nie aber will ich wieder der Sänger Heyden sein, dem die Menge zujubelt und den sie vergißt, wenn er abgetreten ist."

„Sie woll'n nich' wieder son berühmter Mensch werden?"

„Nein! Sehen Sie mich nicht so verwundert an. Ihnen kommt es vielleicht als das schönste Glück vor, wenn alle Welt von einem Menschen sagt: Das ist ein Kerl, der kann singen! Wenn sich die Menschen um ihn drängen . . . Hanus, das ist alles Tand, ist alles nichts, macht mir die Seele nicht froh. Ich habe hier meine Heimat gefunden, und hier will ich bleiben als der einfache Heyden, denn hier . . . hier hat man mich ein wenig lieb."

Hanus nickte ernst: „Wir haben Sie alle . . . sehr lieb! Ja ja, Sie werden woll recht haben. Das versteh' ich nich' in mein ollen Kopp. Sie werden woh! recht haben."

Stumm gingen sie heimwärts. Der Frühlingswind umschmeichelte sie, und ihre Herzen waren offen.

Heimat! hatte Heyden gesagt.

Das Wort ging dem alten Schäfer im Kopfe herum. Heimat! Das war ja das köstliche, was auch er auf dem Rolandshof gefunden hatte. Er, der armselige, dumme, gute Hanus! Auf dem Rolandshofe achteten sie ihn und liebten ihn. Sogar die kleine Dern!

Das war es ja, was das Leben so schön machte, was große Freude und tiefe Befriedigung schuf.

* * *

In Berlin setzte Miß Astor, unterstützt von Spranger, alle Hebel in Bewegung, um Heydens Adresse ausfindig zu machen.

Aber ihre Mühe war umsonst.

Alle Freunde und diejenigen, die mit Heyden einmal in Berührung gekommen waren, wurden befragt, wußten aber nichts zu sagen.

Was tun? Die Oeffentlichkeit anrufen?

Spranger sprach mit Miß Astor, aber sie mochte nicht. Sie fühlte, daß dies nicht der rechte Weg war, um zu Heyden zu gelangen.

So blieb nichts übrig, als abzuwarten.

* * *

Kurz vor Ostern hatte Rosen, der einige Wochen krank gelegen, seine Oper vollendet. Am Gründonnerstag spielte er sie Heyden vor. Der war restlos begeistert. Nur einige ganz belanglose Aenderungen wurden noch gemacht.

Das Werk war fertig.

Rosens Augen strahlten glücklich, als er sagte: „Nun ans Instrumentieren!"

„Können Sie das, lieber Rosen?"

Der ehemalige Kantor nickte. „Gottlob das kann ich. Nicht umsonst habe ich in meinen jungen Jahren zwei Jahre Instrumentationslehre absolviert. Ich galt damals als einer der geschicktesten unter den Schülern. Ich habe die Klangfarbe der Instrumente so im Gehör, daß ich die Instrumentation ohne jede Hilfe durchführen werde."

Noch am gleichen Tage begann er. Heyden unterstützte ihn durch das Herausschreiben der Stimmen.

Von früh bis abends wurde fleißig geschafft, im Feld, im Stall und am Pult.

Mutter Roland, die jetzt fast nur noch dem Kinde lebte, schlug manchmal die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie sah, wie flott und fröhlich die Arbeit erledigt wurde.

Heyden war ein ganz anderer geworden.

Kurz vor Pfingsten war Rosen fertig, wenige Tage nach ihm auch Heyden mit den Stimmen.

„Jetzt werde ich nach Berlin zu Generaldirektor Berthold fahren. Der ist mir sehr freundschaftlich gesinnt, ebenso der Intendant. Halten Sie den Daumen, lieber Freund. Es wird klappen. Ich glaube es. Es muß klappen! Ihre Oper ist wundervoll. Die Melodien werden begeistern und mitreißen."

„Wenn Sie doch den Olaf singen könnten!" seufzte Rosen.

Willmar schwieg. Wie einen Vorwurf empfand er diese Worte. Er konnte ja wieder singen, er zwang die gewaltige Rolle wieder mühelos. Aber er wollte nicht noch einmal in den Strudel hineingerissen werden.

(Fortsetzung folgt)

Bessie, die Kanaille.

Skizze von K. A. St. Jentkiewicz.

Die „Liverpool" stampfte über den Atlantik. Fast unbewegt und spiegelglatt dehnte sich der Ozean glitzernd und gleißend im orangenen Licht der im Westen blutigrot versinkenden Sonne. Verträumt blickte Bessie durch das Bullauge ihrer Kabine hinauf auf die See, spielte graziös mit der brennenden Zigarette und summte einen jener Songs, die aus dem Lande kamen, das die „Liverpool" unter Volldampf ansteuerte.

Bessie war blond, hatte braune Kinderaugen, die bisweilen ihren Charakter wechseln konnten und raubtierhaft, dunkel und furchtbar aufleuchteten. Ihr ebenmäßiges Gesicht konnte man hübsch nennen, ähnlich, wie es uns von unzähligen Reklamen entgegen lacht, die Schönheitsmittel anpreisen, und die schmale Figur verriet, daß die junge Dame dem Sport und der Bewegung, nicht aber Schlankheitsbädern jene biegsame, knabenhafte Straffheit verdankte, die ihrem Aeußeren etwas Katzengleiches verlieh.

Als es an ihrer Kabinentür klopfte, fuhr sie mit einem Satz herum, stülpte die auf dem Tisch liegende braune Perücke über ihren Etonkopf und rief erst dann „Herein!" Es war der kleine französische Steward mit dem kecken Menjoubärtchen.

„Mr. McLane bittet um die Ehre, mit Miß Denyer zu sprechen." Bessie blickte betroffen auf die kleine Platinuhr an ihrem Handgelenk. Sie hatte die mit McLane verabredete Zeit verpaßt, — ausgerechnet verträumt. „Wo finde ich Mr. McLane?" — „Er ist auf dem oberen Promenadendeck, Miß Denyer." Bessie fuhr sich rasch mit der großen Puderquaste über das Gesicht, zog die kühn geschwungenen Lippen nach und stieg durch die langen, schmalen Gänge und Treppen hinauf zum Promenadendeck. An der Reling stand McLane; groß, hager, und ein wenig vertrocknet — wie alle Schotten. Und trotzdem mußte man sein Raubvogelgesicht schön finden, wenigstens in seiner Art. Die hohe, etwas zurückliegende Stirn, die kühne Nase, der fest zusammen gepreßte Mund und die innerliche Beherrschtheit seiner Züge verliehen ihm jenes Aussehen, das Frauen stets interessant finden.

„Oh, Miß Denyer, ich freue mich, Sie zu sehen. Verzeihen Sie, daß ich den Steward schickte, aber . . ." seine eckige Verbeugung sollte chevaleresk sein, „Sie werden verstehen, daß ich jeden Augenblick, den Sie mir zubilligen, auch in Ihrer Nähe sein möchte." Bessie lachte hell auf. Ihre Augen funkelten wie vor verhaltener Lust. „Sie machen aus mir eine Persönlichkeit, Mr. McLane. Das habe ich nicht verdient." Seine harten, grauen Augen ruhten zärtlich auf ihr. „Sie kokettieren, versuchen, sich über mich lustig zu machen . . ."

„Bah", fiel sie ihm ins Wort, „lassen Sie die Sentiments. Sie wissen, daß ich das nicht liebe." Die Abfuhr, die ihm die kleine Katze erteilte, machte ihn betreten, aber dennoch mußte er sich eingestehen, daß gerade dies es war, was ihn besonders reizte. Vorsichtig sah er sich um. Niemand war außer ihnen auf dem Deck zu sehen.

Bessie starrte hinaus auf die See. Noch immer lag das Orangerot über dem Wasser, obwohl die Sonne längst verschwunden war. McLane trat dicht neben sie, beugte sich ein wenig herunter. „Ich liebe Sie, Miß Denyer." Leise und schlicht sprach er die schicksalsschweren Worte. Bessie fuhr herum. Ihre Hand zuckte durch die Luft und — saß brennend auf der Wange McLanes.

Als wäre nichts geschehen, wandte sie sich wieder um und blickte in die Tiefe. McLane war verdutzt von der Schlagfertigkeit der Kleinen. Teufel, dachte er innerlich schäumend, so ist mir bisher noch keine gekommen. Aber dennoch bezwang er seine Wut, legte rasch den Arm um Bessie und drückte ihr einen Kuß auf den Mund. Seine langen, sehnigen Arme hielten sie fest. Eine Befreiung war nicht möglich, und schließlich ließ sich das Mädchen die Küsse des interessanten Schotten gefallen.

McLane hatte seinen Triumph. Er kostete ihn wahrlich aus. Erst als jemand die stählerne Treppe heraufstappte, ließ er sie los. Verwirrt strich Bessie sich die Haare zurecht. Ihre Augen funkelten. „Sie sind kein Gentleman, McLane. Sie sollten wissen, daß man keine Dame derart tölpelhaft überfällt."

Der Schotte wollte sich entschuldigen. „Lassen Sie Ihre fade Rechtfertigung. Sie sind ein unausstehlicher Kerl! Verstehen Sie? Unausstehlich! Und dennoch . . .". Sie lachte ihn schelmisch an. „Und dennoch will ich Ihnen etwas verraten." Erstaunt bückte er sich zu ihr herab. Bessie zeigte ihr weißes Perlengebiß.

„Ich liebe Sie auch, McLane!" Da riß er sie wieder in die Arme, unbekümmert um jenen Spaziergänger, der am anderen Ende des Decks auf und ab ging. Als Bessie ihm endlich entrann, hatte sie einen hochroten Kopf.

„Ich muß in meine Kabine hinunter, — laß mich!" Rasch war sie ihm entschlüpft. Er konnte sie nicht mehr einholen. Erst am Abend sah er sie wieder. Es war der letzte vor der Landung, und man feierte das herkömmliche Bordfest. Bessie trug ein hochgeschlossenes schwarzes Stilkleid aus glänzender Seide. Sie sah verführerisch aus, und alles blickte auf, als sie in den Speisesaal trat.

McLane ging ihr entgegen. „Können wir zusammen sitzen?" Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe meinen Platz. Aber nachher . . ." Fort war sie und McLane bemerkte in stiller Wut, daß der große, blonde Amerikaner, der neben ihr saß, ihr wacker den Hof machte. Nach dem Essen ging man in den Musiksaal hinüber. Eine junge Dame sang schwermütige Lieder mit mehr Gefühl als Talent. Bessie waren alle diese Gefühlsdinge zuwider. Sie schlich sich fort und setzte sich mit einer Zigarette in eine Ecke des großen Klubsofas im Rauchsalon.

McLane schlenderte heran. Er hat den Gang eines aufgeblasenen Truthahns, dachte Bessie. „Nun, darf ich mich hierher setzen?" Sie nickte. Er begann zu plaudern, ohne daß sie Interesse für sein Gespräch zeigte. Anscheinend zufällig kam der blonde Amerikaner durch das Rauchzimmer. Bessie stand auf und folgte ihm.

„Ist alles in Ordnung?" Der Amerikaner bejahte und schob ihr einen kleinen Schlüssel in die Hand. Gelassen kehrte Bessie wieder zu McLane zurück. Er hatte inzwischen ihren Platz eingenommen. Unbekümmert setzte sie sich neben ihn auf das Sofa. Im Musikzimmer gab ein humoristischer Passagier eine Probe seines Könnens. Alles lachte und war gefesselt. Niemand trat in den Rauchsalon.

McLane blickte sich scheu um und küßte Bessie; aber sie war nicht zu solchen Späßen aufgelegt. Sie lief ihm davon, und McLane sah sie vor der Landung nicht mehr. —

Am nächsten Morgen tauchte die Freiheitsstatue im Nebel auf. Die Quarantäne war passiert, Zoll- und Paßbeamte kamen an Bord. Alles machte sich zum Aufbruch fertig. Unablässig suchte McLane nach Bessie. Er fand sie nicht. Ganz in der Nähe stand der blonde Amerikaner mit einer blonden Dame, anscheinend seiner Frau.

„Die Passagiere erster Klasse dürfen von Bord!" Alles drängte dem Steg zu, der auf den Kai führte. Auch McLane mußte mit dem Strome gehen. Als er den Boden betrat, legte sich ihm eine Hand schwer auf die Schulter.

„Mister Burton!" Wie ein Schlag flog ihm der Name entgegen. Hinter McLane stand der Amerikaner. In seiner Hand glänzte das gelbe Messingschild der Kriminalbeamten. „Sie sind verhaftet wegen Juwelendiebstahls im Hause des Bankiers Roover. Machen Sie keine Umstände. Ich bin der Inspektor O'Neille von der New Yorker Geheimpolizei."

McLane war bleich geworden. Er preßte die Lippen zusammen, reichte dem Beamten die Hände, um die knackend die eiserne Acht zusammenschnappte. Neben dem Inspektor stand wieder die kleine, blonde Frau. Sie kam McLane bekannt vor. Irgendwo mußte er sie gesehen haben. Aber er konnte sich nicht erinnern.

Während das Auto der Polizei den Verbrecher ins Gefängnis schaffte, fuhr O'Neille mit seiner kleinen Frau nach Hause. „Nun wirst Du Oberinspektor werden, James." Sie lachte glücklich. „Burton muß trotz aller Geschicklichkeit doch ein großer Trottel sein, wenn er sich von einer Frau so einwickeln läßt. Daß er es nicht merkte, wie ich ihm den Koffer-schlüssel aus der Weste zog und ihn im Rauchzimmer wieder zurückbugsierte!"

„Du bist eine kleine Kanaille, Bessie, vor der man sich vorsehen muß. Wie haben denn übrigens die Küsse McLanes geschmeckt?"

„Brrrr, Herr Oberinspektor, brrrr, — aber was tut man nicht alles für seinen Mann!" Inspektor O'Neille war es zufrieden.